

In ständiger Bereitschaft

Nähen, Kochen, Kinderhüten, Putzen: Das 19. Jahrhundert war auch in Basel das Zeitalter der Dienstboten

Von Karin Rey

Basel. Wandelt man durch ein altes Herrschaftshaus, sofern es noch in seiner originalen Struktur erhalten ist, fällt einem auf, dass es neben der meist weitläufigen, eleganten Haupttreppe auch eine versteckte Hintertreppe gibt. Auf dieser bewegten sich die Dienstboten unauffällig zwischen den einzelnen Stockwerken und trugen Wäschekörbe oder sonstiges hin und her. Im Erdgeschoss und den Obergeschossen sind in den Gängen oder auf den Vorplätzen des Treppenhauses kleine Türchen in der Wand angebracht. Durch diese konnte an kalten Tagen Holz in den dahinter liegenden Kachelöfen gefüllt werden, ohne den Raum selber betreten zu müssen, ihn zu beschmutzen oder die Privatsphäre der Familie zu stören.

Dann finden sich auf alten Grundrissen häufig sogenannte «Schaffstuben». Hier sassen die Dienstmädchen zusammen, nähten, flickten oder verrichteten sonstige Arbeiten wie beispielsweise Silber putzen. Ein wichtiger Ort war natürlich die Küche. Hier wurde den ganzen Tag über eifrig gebacken und gekocht und nebenbei Gärtner, Kutscher oder Lieferanten verköstigt.

Betrachtet man diese Herrschaftshäuser von aussen, bemerkt man, abgesehen von den repräsentativen Eingangsportalen, unauffällige Nebeneingänge. Hier trug die Köchin die Einkäufe vom Markt ins Haus, durch diese Türen wurden schwere Eimer mit Wasser geschleppt oder die gebügelte Wäsche sowie Lebensmittel angeliefert. In den Dächern, meist Walmdächer, fallen zahlreiche kleine Lukarnen auf. Hier wohnten häufig die Dienstboten in kleinen Kämmerchen, im Winter kaum beheizbar, im Sommer stickig heiss. In einer Quelle ist sogar eine Kammer unter der Treppe erwähnt. All das weist auf die soziale Ausgrenzung der Dienstboten hin. Ein Dienstmädchen schrieb jedoch 1939 dazu, dass sie es normal finde, dass die vornehme Herrschaft sich distanzieren, da man in verschiedenen Welten lebe. Man habe seine Räume, in denen man sich aufhalten könne, es gebe heitere Stunden mit dem Personal und vom schönen Park könne man auch profitieren.

Im Sommer hatte eine Dienstmagd um 5 Uhr, im Winter um 5.30 Uhr aufzustehen.

Als Dienstboten bezeichnete man Angestellte, die im eigenen Haus wohnten und für die Hausarbeit zuständig waren. Im 19. Jahrhundert mussten in der Mittelschicht sowie der ärmeren Bevölkerung fast die Hälfte der Frauen sowie die älteren Töchter ab fünfzehn mitverdienen, da der Lohn der Männer für die ganze Familie meist nicht ausreichte. Von diesen Frauen arbeiteten in der Schweiz etwa 30 Prozent als Hausangestellte. So wird das 19. Jahrhundert oft als die «Blütezeit der Dienstboten» bezeichnet. Junge Mädchen aus ländlichen Gebieten zogen in die Stadt und lebten, aus ihrer Familie gerissen, im Haus ihrer Herrschaft. Häufig war ihnen die Stelle durch Verwandte oder Bekannte vermittelt worden, die bereits dort arbeiteten und von freien Stellen erfuhren. Junge Mädchen, die bereits in der Stadt lebten, arbeiteten eher in den Fabriken, wie sie seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vermehrt entstanden.

Während es im 18. Jahrhundert vornehmlich in herrschaftlichen Kreisen Dienstboten gab, musste man im 19. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein auch in einem bürgerlichen oder kleinbürgerlichen Haushalt zumindest ein Dienstmädchen beschäftigen, um seines Standes würdig zu sein. Gab es sogar mehrere Dienstboten, bildete sich je nach Dauer ihrer Anstellung eine Hierarchie heraus. Die jüngeren mussten vor allem aufräumen, putzen und nähen, die erfahreneren waren für das Kochen oder Betreuen der Kinder zuständig. Im Idealfall bildeten sie eine Art Familie, im weniger günstigen Fall entstand Rivalität und Streit. Spätestens nach



Hauptsächlich aus dem Markgräflerland. Die meisten Dienstboten, die für Basler Familien arbeiteten, waren junge Frauen aus ländlichen Gebieten. Das Bild zeigt die Angestellten von Schloss Ebenrain in Sissach um 1920.

dem Zweiten Weltkrieg gab es auch in den obersten Schichten nur noch eine Haushalthilfe.

Anna Sarasin-von der Mühl, sie starb 1933, schrieb, dass eine Spezialität von Basel vorzügliche Dienstboten seien, dass sich diese durch «Schliff und Styl» sowie treue Hingebung und grossen Fleiss auszeichneten. Dazu bemerkt sie, dass nur wenige aus der Schweiz, sondern mehrheitlich aus dem Markgräflerland stammten. Aber auch aus dem Aargauischen, aus dem Elsass, dem Badischen oder Baselland kamen Mädchen in Basler Haushalte. Manche blieben bis zu 30 Jahre in denselben Familien, oft war die Anstellung jedoch nur eine Zwischenstation bis zur Gründung eines eigenen Hausstandes.

Neben den Dienstboten gab es die Wäscherinnen, Glätterinnen oder Weissnäherinnen, die häufig ihre eigenen Familien hatten und nur an vorher festgelegten Tagen erschienen. Dauerhaft angestellte männliche Dienstboten wie Gärtner, Kutscher und später Chauffeure waren eher selten, da sie auch höhere Löhne bezogen.

Bei festlichen Anlässen, zu denen man Gäste einlud, entlehnte man sich die Köchin der Eltern, oft auch noch deren Stubenmagd. Sollte es ganz feierlich zugehen, bat man einen sogenannten Lohndiener hinzu, der hauptberuflich oft in einem Geschäftshaus oder einer Bank als «Ausläufer» angestellt war. Auch Servierfrauen wurden hinzugezogen, die vor ihrer Verheiratung manchmal als Kindermädchen oder Stubenmagd in betreffendem Haus tätig gewesen waren.

Ein endloser Arbeitstag

Im Sommer hatte eine Dienstmagd um 5 Uhr, im Winter um 5.30 Uhr aufzustehen, um die Öfen anzufeuern, Wasser zum Waschen zu erwärmen und das Frühstück zuzubereiten. Beschäftigt war sie den ganzen Tag über, abgesehen von kurzen Mahlzeiten. Ihr Arbeitstag endete um 22 bis 22.30 Uhr. Ein 16-Stunden-Tag galt in der Schweiz bis weit ins 20. Jahrhundert hinein als normal, obwohl in der Geschäftswelt und den Fabriken bereits der Acht-Stunden-Tag eingeführt worden war.

Eine von einer Basler Hausherrin beschriebene Hausordnung für ihre Kinderbetreuerin von 1844 gibt Auskunft, dass diese all vierzehn Tage am Sonntagmittag für einige Stunden ausgehen durfte, jedoch nur, wenn keines der Kinder krank, keine Gäste oder sonstiger Hinderungsgrund vorhanden war. Darüber hinaus wurde erwartet, dass sie auch in ihrer Freizeit die Morgenpredigt sowie Kinderlehre besuchte.

Da die Dienstboten eine Art Visitenkarte ihrer Herrschaft bildeten, mussten sie auch stets gepflegt und anständig gekleidet sein. Solche Haus- oder Gesindeordnungen wurden 1883 von sogenannten Dienstverträgen abgelöst

und ab 1924 gab es erstmals einen Arbeitsvertrag für Hausangestellte. Dieser beschränkte die Arbeitszeit auf 14 Stunden, schrieb sechs freie Nachmittage pro Monat vor, ebenso wurden Ferienansprüche festgelegt. Diese Regelungen durchzusetzen war jedoch schwierig, da sich die bürgerlichen Frauenbewegungen gegen solche Einmischungen wehrten. So schreibt ein Dienstmädchen noch 1926 an ihre Familie, dass ihr freier Sonntagnachmittag von 15.45 bis 18.30 Uhr dauerte und dass sie diese Zeit eigentlich nutzen müsste, die eigenen Strümpfe zu stopfen. Sie erwähnt auch, dass sie manchmal die ganze Nacht durcharbeiten müsse.

Sonnerien im ganzen Haus

Eine zusätzliche Bürde für die Bediensteten bildeten die elektrischen Klingelanlagen, sogenannte Sonnerien, die ab Ende des 19. Jahrhunderts in grösseren Haushaltungen installiert wurden. Diese waren wohl bis Ende der 1930er-Jahre in Gebrauch. Ohne sich auf die Suche nach betreffendem Dienstboten begeben zu müssen, konnten Mitglieder der Herrschaftsfamilie eine der im Haus verteilten Klingeln betätigen und in den Arbeitsräumen, oft sogar den Schlafräumen der Bediensteten, läutete es. In einem Anzeigekasten wurde die Nummer des entsprechenden Raumes angezeigt, in dem die Dienste gefordert wurden. In grösseren Häusern, beispielsweise im Gellert, konnte eine solche Anzeigetafel bis zu 20 Nummern aufweisen.

Der Lohn eines Dienstmädchens hing von verschiedenen Faktoren wie Alter, Erfahrung, Arbeitsbereich und nicht zuletzt Angebot und Nachfrage auf dem Stellenmarkt ab. Kost und Logis wurden indirekt im Lohn einkalkuliert, obwohl vor allem das Essen oft als sehr schlecht beschrieben wird.

Aus dem Haushaltbuch der Elisabeth Wackernagel-Burckhardt aus dem Jahr 1896 lässt sich in etwa rekonstruieren, wie hoch der Lohn einer Magd damals war. Sie war die Gattin des Staatsarchivars und Sekretärs des Regierungsrates. Ihre Gesamtausgaben für ein Jahr beliefen sich auf 15 895 Franken, davon entfielen 30,3 Prozent für Lebensmittel und Getränke zu Hause und im Restaurant. Der Lohn für die Dienstmädchen, vermutlich deren drei, machten 2,3 Prozent aus, womit wir bei einem Monatsgehalt von rund zehn Franken wären. Um 1920 herum bewegt sich der Monatslohn um die 20 Franken.

Eine Dienstbotin erwähnt 1926 in einem Brief an ihre Eltern, dass sie innerhalb von sechs Wochen 55 Franken erhalten habe, wobei der reale Lohn um fünf Franken aufgebessert worden sei. Dies entspricht einem Monatslohn von etwa 33 Franken. Wir hören jedoch auch von Monatslöhnen um die 40 Franken. In bürgerlichen und vor allem

kleinbürgerlichen Haushalten ging es den Angestellten meist schlechter als in herrschaftlichen Haushaltungen, da das Geld ganz einfach knapper war, man aber dennoch nicht auf ein Dienstmädchen verzichten wollte.

Diese Hausfrauen tendierten häufig auch eher dazu, ihre Machtpositionen zu geniessen und auszuspielen. Da die Angestellten von diesem Geld nicht nur ihre Kleider und sonstigen persönlichen Belange bezahlen, sondern meist auch Geld nach Hause schicken mussten, waren sie dringend auf die Trinkgelder angewiesen, welche sie das Jahr über erhielten.

Das Trinkgelder-Verteilen war im alten Basel, wie selten woanders, ein fester Bestandteil jedes Essens, Anlasses, Festes oder sonstiger Familienereignisse, wobei die Beträge genau festgelegt und darüber Listen geführt wurden. War man zum Essen eingeladen, legte man unter den Teller des letzten Ganges einen Franken. Dafür, auch für grössere Beträge wie zwei oder fünf Franken, gab es extra gefertigte Umschläge, sogenannte «Envelöppli».

Üblicherweise trugen die Dienstfrauen eine weisse Schürze, manchmal auch Haube. Für besondere Anlässe zogen sie ihr bestes schwarzes Kleid und eine weisse Schürze an. Erst gegen Anfang des 20. Jahrhunderts wurden weisse Schürzchen und Häubchen über dem schwarzen Kleid in vielen Haushalten zur eigentlichen Uniform.

Um 1920 herum bewegte sich der Monatslohn um die 20 Franken.

Auch wenn aus heutiger Sicht diese Arbeitsbedingungen diskriminierend erscheinen und uns nur schon die Bezeichnung «Dienstbote» zusammenzucken lässt, war deren Leben im alten Basel nicht das schlechteste. Ein Dach über dem Kopf, zu essen und auch ein geregelter Einkommen zu haben, war damals keine Selbstverständlichkeit. Im Vergleich dazu hatten es fahrende Händler, Fischer in Kleinhütungen und viele andere Angehörige des Handwerkerstandes oft schwerer. Für die Eltern war es auch beruhigend, ihre Tochter in eine Hausgemeinschaft eingebunden zu wissen, statt alleine auf sich gestellt in einer Fabrik.

Zudem finden sich viele Quellen, die den Eindruck erwecken, dass das Verhältnis zwischen Dienstboten und Herrschaft ein sehr enges sein konnte. Im Allgemeinen gab sich die Hausfrau schon deshalb Mühe, ihre Dienstboten anständig zu behandeln, weil ein ständiger Wechsel von Nachbarn oder Verwandten argwöhnisch, sogar schadenfreudig beobachtet und kommentiert wurde. Ein Kommen und Gehen ver-

schiedener Angestellten warf ein schlechtes Licht auf die Hausherrin. Zudem sprach es sich unter den Dienstboten schnell herum, wenn sie in einem Haushalt schikaniert wurden, und dann Ersatz zu finden, erwies sich als schwierig.

Altgedienten Dienstboten kamen wichtige Aufgaben wie das «Ansagen» von Hochzeit, Geburt oder Todesfall in ihrer Herrschaftsfamilie bei deren Verwandten und Bekannten zu. Sie vertraten somit ihre Herrschaft gegen aussen und ob sie mit dieser verbunden waren oder nur ihre Pflicht absolvierten, war schnell zu spüren. Im Artikel über Hochzeit wurde erwähnt, dass die Dienstboten auch beschenkt, in die Kirche und zum Essen mitgenommen, also miteinbezogen wurden.

Gute Herrin, böse Herrin

In einer Quelle erfahren wir, dass die Dienstmädchen ab und zu im Leiterwägelchen nach Bad Meltingen oder aufs Landgut gefahren wurden, um einen freien Tag zu verbringen, was damals noch ungeheuer geschätzt wurde. Hatte zum Beispiel eine Magd ihr 20-Jahr-Jubiläum, wurde ihr in manchen Familien das Esszimmer zur Verfügung gestellt, für sie gekocht und ein Gabentisch aufgebaut, damit sie mit Freundinnen und «Kolleginnen» feiern konnte. Starb ein treuer Dienstbote, setzte die Herrschaft eine Todesanzeige in die *Basler Nachrichten*.

Es finden sich Quellen, die schildern, dass an kalten Wintertagen auch die Kinder sich gerne in den Schaffstuben aufhielten und bei Kerzenschein oder unter der Hängelampe mit Vorliebe dem Geschwätz der Dienstmädchen zuhörten. Oder dass auch die Hausherrin sich zwischendurch dazu setzte und mithalf. Im Sommer wurden die meisten mit auf das Landgut genommen, wo der Tagesablauf sehr viel lockerer gestaltet wurde und auch ihnen mehr Freizeit und Abwechslung blieb. An lauen Abenden veranstaltete die Herrschaft Feste, und eine Quelle berichtet, dass der Hausherr mit seinen Mägden tanzte.

Wie schwer oder erträglich sich das Leben der Dienstboten gestaltete, hing vor allem von der Einstellung und dem Charakter der Hausfrau ab. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts verfügen wir über immer mehr Quellen, vor allem Briefe, in welchen die Dienstmädchen ihr Leben im fremden Haushalt schildern.

Da gab es die liebenswerte Hausfrau, die ihre Angestellte zweimal die Woche in die Volkshochschule zur Weiterbildung schickte und das Geschirr selber abtrocknete, damit diese rechtzeitig gehen konnte. Es finden sich Berichte von jüngeren Dienstmädchen, die in der Hausfrau einen Mutterersatz fanden. War der Altersunterschied nicht zu gross, konnte sich eine Art Kameradschaft zwischen Hausherrin und Dienstbotin entwickeln. Zum Hausherrn war eine gesunde Distanz hingegen eher von Vorteil.

Dann gab es jedoch Hausfrauen, die regelrecht nach Fehlern suchten, um täglich ihre Autorität demonstrieren zu können. Solche, die beispielsweise die Kochkünste ihrer Köchin als die eigenen ausgaben. Die absichtlich ihrem Dienstmädchen nichts beibrachten, damit dieses nicht zur Konkurrenz werden konnte. An Weihnachten wählten viele Haushalte einfache Menüs, um die Köchinnen nicht zu sehr zu belasten.

Wie aus mündlicher Quelle zu erfahren war, bescherten manche Familien zuerst die Kinder, dann die Dienstboten und erst zuletzt die erwachsenen Familienmitglieder. In einem Brief von 1926 lesen wir hingegen, dass das Dienstmädchen und ihre Mitarbeiterinnen an Heiligabend eine Viertelstunde an die Wand lehnen und zusehen durften, wie die Herrschaft die Geschenke auspackte. Sie bekamen dann immerhin 40 Franken, einen Gutziteller und einen Eierzopf.

Aus heutiger Sicht kaum vorstellbar, gab es vereinzelt bis in die 1970er-Jahre hinein «Dienstmädchen». Das Bürgertum tat sich schwer daran, auf solche zu verzichten, da es in den Köpfen der Menschen noch immer als Zeichen des eigenen Standes verankert war.